

Wilhelm Stölb

Naturliebe

Gedanken über die
vergessene Seelenbeziehung

Leseprobe
Text urheberrechtlich geschützt

Verlag: wald und mensch

© Wilhelm Stölb, 2019

Alle Rechte vorbehalten. Jede fremde Verwendung, insbesondere Kopieren, Einscannen nur mit schriftlicher Zustimmung.

Anschrift Verlag und Autor:

Diplom-Forstwirt Wilhelm Stölb,

Lunastraße 16, 84032 Altdorf / Landshut

E-Mail: wilhelm.stoelb@waldundmensch.de

Internet: www.waldundmensch.de

Umschlagfotos: Wilhelm Stölb

Druck: Wir machen Druck GmbH, Backnang / Stuttgart

ISBN: 978-3-9820555-1-0

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	13
1. Einführung.....	15
Über das Unbeschreibliche schreiben?.....	15
Naturliebe in der modernen Welt.....	17
Vorläufige Definition.....	19
Natur und Umwelt.....	20
Verstand und Gefühl.....	22
Vernunft und Liebe.....	24
2. Was ist Natur?.....	27
Spinozas Grund-Unterscheidung.....	27
Vier gängige Bedeutungen.....	30
2.1. Natur als Landschaft, „das Grüne“	31
Begründet durch Gegensätze.....	31
Trennung von Geist und Materie.....	32
Abgrenzung von Natur und Zivilisation.....	33
Mensch als Mitgestalter.....	34
Naturliebe als Harmonieliebe.....	35
Die nutzende Naturbeziehung.....	36
Wildnis, Ort der Sehnsucht.....	37
Wilde Tiere.....	40
Wald, Inbegriff der Natur.....	42
Waldeigentum und Betretungsrecht.....	43
Wunschvorstellungen.....	45
Die Realität im Forst.....	46
Urwald als Ideal?.....	48
Waldesstille.....	50
Wild und Vögel.....	52
Die grüne Flur, unsere Lebensgrundlage.....	53
Natur als Betrieb.....	54
Schönheit im Kleinen.....	56

Inhalt

Garten und Park, domestizierte Natur.....	57
Parks.....	58
Wild- und Tierparks.....	61
Die vier Elemente.....	63
Das Wasser als Lebelement.....	63
Bäche, Bisam, Biber.....	65
Tümpel und Moore.....	67
Wasser vom Himmel.....	69
Feuer und Sonne.....	70
Erde und Boden.....	71
Fels und Stein.....	72
Wege und Straßen.....	74
Die Berge.....	75
Die Luft, die wir atmen.....	76
Wind und Sturm.....	77
Der Himmel.....	78
Die Landschaft als unteilbares Ganzes.....	79
Dingliche und ästhetische Sicht.....	79
Zeit, Wandlung und Entwicklung.....	81
Stadt und Land.....	82
Wechselseitige Durchdringung.....	84
2.2. Natur als Gesamtheit der Welt.....	86
Gegenstand der Naturphilosophie.....	86
Die Stoa und das naturgemäße Leben.....	88
Neuzeitliche Naturphilosophie.....	90
Die Aufklärung.....	92
Gegenwärtige Naturphilosophie.....	94
Vom Wert des Fragens.....	95
Natur als Gegenstand der Naturwissenschaft.....	97
Prägendes Denkmuster unserer Zeit.....	97
Objekt und Subjekt.....	99
Rationaler Weltzugang.....	100
Vom Segen der Wissenschaft.....	102
Grenzen von Natur?.....	103

Inhalt

Kontemplativer Natur- und Weltbezug.....	104
Rationale und sinnliche Erkenntnis.....	104
Kontemplatives Welt-Erleben.....	106
2.3. Natur als schaffende Kraft.....	109
Der metaphysische Aspekt.....	109
„Mutter Natur“.....	110
„Mutter Erde“.....	112
2.4. Natur als Realität, Wahrheit, Wesen.....	114
Reale und geistige Welt.....	114
Verlust körperlicher Erfahrung.....	116
Die Natur des Menschen.....	117
„Bedenke, dass du geboren bist!“.....	117
Menschliche Besonderheiten.....	119
Bewusstsein und Leben im Hier und Jetzt.....	120
Der japanische Naturbegriff.....	122
Von selbst so seiend.....	122
Die Bedeutung der Natur im Zen.....	124
Sich dem Leben anvertrauen.....	126
2.5. Fazit: Was also ist Natur?.....	127
Nicht einheitlich definierbar.....	127
Begriffsverwirrung.....	129
3. Was ist Liebe?.....	131
3.1. Zwischenmenschliche Beziehung.....	131
Von Sexualität und Sensitivität.....	131
Elementare Bedeutung.....	133
Schönheit und Ästhetik.....	134
Sensibilität und Genuss.....	136
3.2. Liebe als Fähigkeit der Seele.....	138
Seele versus Geist.....	138
Ego und Wille.....	139
Vereinnahmt und ignoriert.....	141
Der Mensch als Ganzheit.....	144
Die vergessene Seele.....	145

Inhalt

Hochkulturen und Helden.....	147
Verbreiteter Narzissmus.....	149
Grundlage: Selbstliebe.....	151
Das innere Kind.....	153
3.3. Liebe zu Dingen?.....	155
Distanz zur eigenen Emotion.....	155
Achtsamkeit und Liebe.....	156
Nekrophilie und Biophilie.....	158
Seele in Dingen?.....	160
3.4. Liebe zu Tieren und Pflanzen.....	163
Tierisches In-der-Welt-Sein.....	163
Vermenschlichung.....	165
Von Tieren lernen.....	167
Ersatz für Beziehungen.....	169
Nutz- und Zootiere.....	170
Liebe zu Pflanzen.....	172
Heilige Bäume?.....	173
Baumseele?.....	175
3.5. Liebe als Lebensaufgabe.....	177
Getrenntheit als Grundproblem.....	177
Liebe und Kampf.....	179
Liebe und Leiden.....	182
Liebe und Zeit.....	185
3.6. Liebe im Handeln.....	186
Alles mit Liebe tun.....	186
Fürsorge und Verantwortung.....	188
Ethik und Umweltethik.....	190
Pflicht versus Liebe.....	193
Liebe als Weg.....	195
4. Naturliebe, verschiedene Formen.....	198
4.1. Liebe zur „grünen“ Natur.....	199
Die Freizeit-Naturbeziehung.....	200
Romantische Sehnsucht.....	200

Inhalt

Erlebnishunger.....	202
Outdoor-Sport.....	204
Natur- versus Tierliebe.....	206
Die nutzende Naturbeziehung.....	209
Die Landwirtschaft.....	209
Die Forstwirtschaft.....	211
Die Gärtnerei.....	213
Andere Nutzungs-Beziehungen.....	214
Naturliebe in Jagd und Fischerei.....	216
„Jagd plus Fisch ist gleich Natur“.....	216
Das Raubtier im Menschen.....	217
Vom Nahrungserwerb zum Vergnügen.....	219
Freude am Töten?.....	221
Jagd und Hege.....	223
Wald-Wild-Konflikt.....	224
Moderne Jagdmethodik.....	226
Jagd zur Schadensabwehr.....	227
Konfliktlösung schwierig.....	229
Lieben und jagen – ein Widerspruch?.....	231
Sich in die Natur einfügen.....	232
4.2. Liebe zur Natur als ganzer Welt.....	235
Naturwissenschaft und Naturliebe.....	236
Naturkunde.....	238
Fachvorträge.....	239
Gefühl ausgeschaltet.....	240
Brehms brüderliche Beziehung.....	243
Vom Wissen und Vergessen.....	244
Spezialfall Medizin.....	246
Körper ohne Seele.....	246
Kampf gegen die innere Natur.....	248
Naturheilkunde?.....	250
Liebe zur Schöpfung.....	252
Was ist Schöpfung?.....	252
Evolutionstheorie und Darwinismus.....	254

Inhalt

Gottesliebe versus Naturliebe.....	256
Er redete mit dem Vieh, den Vögeln, den Fischen.....	259
Herrschaft des Geistes.....	260
Schöpfer und Herrscher.....	262
Die Bergmesse.....	264
4.3. Liebe zur Natur als schaffender Kraft.....	266
Metaphysik und Religion.....	266
Domäne der Religion.....	268
Natur entzaubert.....	269
Christlicher Zauber.....	271
Der vereinsamte Mensch.....	273
Wege aus der Getrenntheit.....	274
Renaissance des Heidentums.....	275
Indianische und christliche Spiritualität.....	277
Erdverbundenheit versus Jenseitshoffnung.....	277
Erd-Wesen oder Geist-Wesen?.....	280
Leiden als Grundstimmung?.....	280
Spirituelle Mutter-Beziehung.....	283
Der männliche Part.....	285
Neue Natur-Spiritualität.....	287
Religion und Spiritualität.....	287
Pantheismus.....	289
Religiöses Empfinden versus Denken.....	291
Pantheismus ohne Gott?.....	292
Aktualität des Pantheismus.....	294
Die Mystik.....	296
Das Unfassbare lieb haben?.....	298
Intellektuelle Liebe?.....	301
4.4. Liebe zur Natur als Realität, Wahrheit, Wesen.....	302
Realität und Fiktion.....	302
Kunst versus Natur.....	305
Filmwelten.....	307
Ist die Realität liebenswert?.....	309
Natur und Wahrheit.....	311

Heutiger Stellenwert der Wahrheit.....	313
Musik- und Naturerleben.....	315
Vernachlässigte Harmonie.....	316
5. Naturliebe als Lebenshaltung.....	319
5.1. Naturliebe in Natur- und Umweltschutz.....	320
Empfindung und Meinung.....	320
Naturliebe und Politik.....	322
Kulturelle und spirituelle Dimension.....	324
Emotionale Anfänge.....	327
Moderne Sachlichkeit?.....	330
Anthropozentrisches und physiozentrisches Denken.....	332
Alternativloser Kampf?.....	334
Zorn, Angst, Wut und „engagierte Gleichgültigkeit“.....	337
Vom Eigenwert.....	339
Werte gegen Werte.....	340
5.2. Wahrnehmung als Grundlage.....	342
Das Phänomen Ästhetik.....	342
Natur- und Kunstästhetik.....	344
Stadt-Wanderung.....	345
Landschafts-Wahrnehmung.....	347
Natur und Heimat.....	349
Sich niederlassen.....	350
Wahrnehmungsfähigkeit als Schlüssel.....	352
Fotografieren statt Erleben des Augenblicks.....	354
Vom Wert der kleinen Dinge.....	356
Selbstwahrnehmung.....	356
Tabuisierte Natur.....	358
5.3. Spirituelle Weltverbundenheit.....	360
Die „natürliche Religion“.....	361
Religion des Ich und der Seele.....	361
Persönliche Leistung des Einzelnen.....	363
Soziale und sinnliche Aspekte der Religion.....	365
Spirituelle Fortschritt?.....	367
Religion als Teil menschlicher Kultur.....	367

Inhalt

Schöpfungsverantwortung und Panentheismus.....	369
Utopien und Visionen.....	371
Annäherungen.....	374
Noch keine Mehrheits-Option.....	375
Verantwortung für die Erde.....	377
Schöpfungsverantwortung ohne Naturliebe?.....	377
Entscheidend ist, woran das Herz hängt.....	379
Der Mensch – Teil der Natur?.....	381
Der Einzelne und die Menschheit.....	383
Teilhard de Chardin.....	385
Naturliebe in den Weltreligionen.....	388
Wenig Unterschiede.....	388
Religion und Geschichte.....	392
Voneinander lernen.....	394
6. Konkrete Schritte zur Naturliebe.....	397
Prioritäten setzen.....	397
Alltägliche Entscheidungen.....	398
6.1. Vernunft als Notwendigkeit.....	400
„Der wildeste Feind Gottes“	400
Vernunft und Verdrängung.....	402
Flucht in die Fantasie.....	404
Romantik ohne Ende.....	406
Animismus im Aufwind.....	407
Arbeit, Wirtschaft, ökonomische Vernunft.....	409
Ökologische Vernunft und Wissen.....	412
Mitleid und Helfen.....	413
Rechte der Natur?.....	415
6.2. Praxis des kontemplativen Lebens.....	416
Der erste Bergsteiger.....	416
Was ist Kontemplation?.....	418
„Schauung“ versus Vorstellung.....	420
Kontemplation als Forderung unserer Zeit.....	422
Kontemplation und Zen.....	423
Aufmerksamkeit versus Konzentration.....	425

Inhalt

Kontemplatives Leben und Gesellschaft.....	427
Zeit und Freizeit.....	429
Achtsamkeit für das Alltägliche.....	431
Kontemplation und Religion.....	433
Sich selbst ein Licht sein.....	435
Atem- und Körperarbeit.....	437
Das Sitzen.....	439
Angstfreiheit als Voraussetzung.....	440
Krankheit im kontemplativen Leben.....	443
6.3. Bei den Kindern anfangen.....	445
Frühe Prägung und Liebesfähigkeit.....	445
Entscheidende Mutterbeziehung.....	446
Die Ursachen der Gier.....	448
Sinn im Wahnsinn?.....	450
Naturerziehung in der Familie.....	452
Naturerziehung im Vorschulalter.....	454
Schule und Natur-Bildung.....	455
Umweltbildung.....	458
Drei Kanäle.....	459
Gruppensituationen.....	461
6.4. Natur- und Menschenliebe.....	463
Die Führungsrolle des Menschen.....	463
„Die vergessene Art“.....	465
„Seelsorge“.....	467
Verschiedene Lebensstile.....	469
Respekt als Minimalform der Liebe.....	471
Hass auf die Natur?.....	473
Natur und Besitz.....	475
Die Einheit der Menschen.....	476
Naturliebe als Ersatz für Menschenliebe?.....	477
Sich mit den Menschen anfreunden.....	480
Ein Weg aus der Umweltkrise?.....	482
Nachwort.....	487

Vorwort

Als Kind war Natur für mich ein noch unbebautes Grundstück vor dem Haus, wo Disteln, Löwenzahn und Beifuß wuchsen, wo wir uns frei bewegen, Löcher buddeln, Hummeln und Schmetterlinge fangen konnten. Dann nahm mich mein Großvater mit auf seine Spaziergänge, zeigte und erklärte mir viel über Bäume, Blumen, Tiere, wobei ein Funken seiner Naturliebe auf mich übersprang, der nie mehr erlosch. In der Jugend erkundete ich gemeinsam mit einem Freund per Rad die Umgebung meiner Heimatstadt. Ein etwa 15 Kilometer entfernter Wald wurde mein Lieblingssort, den ich immer wieder durchstreifte. Ich las Bücher von Hermann Löns und Erich Kloss. Durch sie und das Beispiel eines entfernten Onkels angeregt studierte ich in München Forstwissenschaft. Jetzt faszinierte mich vor allem das Gebirge, das ich in meiner Militärzeit intensiv kennenlernen durfte.

Im Forstberuf angekommen galt es jedoch, den Wald nach zentralen Vorgaben mehr oder weniger emotionslos zu nutzen und zu verwalten. Zwar lernte ich dabei viel, nicht zuletzt durch die Jagd, geriet aber allmählich in eine Sinnkrise. Eine liebevolle Beziehung zum Wald war ebenso wenig gefragt wie zu den Menschen. Letztere wurden mir jetzt zunehmend wichtig.

Zwei Semester an der Hochschule für Philosophie und 9 Jahre Arbeit in der Erwachsenenbildung bedeuteten praktisch einen Berufswechsel, der mir einen neuen Blick auf die Art Mensch öffnete. Ich begann eine Beziehung herzustellen zwischen ihr und der äußeren Natur. Daraus entstand 2005 das Buch „Waldästhetik – über Forstwirtschaft, Naturschutz und die Menschenseele“.

Das vorliegende Buch nun entsprang einerseits der Freude an der grünen Natur, andererseits dem Verlustschmerz darüber, dass sie allenthalben schwindet. So keimte der Wunsch, das Mensch-Natur-Verhältnis in seiner Tiefe zu fassen, nicht nur mit dem Kopf, wie die Naturphilosophie, sondern auch mit dem Gefühl. Als ich zu schreiben begann, ahnte ich nicht, welch immense Vielfalt sich allein hinter den Wörtern Natur und Liebe verbirgt und wie sehr innere und äußere Natur zusammenhängen. Die alte Romanze von

der Naturliebe war gründlich zu entstauben und eine neue, realistische, gleichwohl warmherzige Beziehung zu finden. Die Freude an Wald und Flur bildet deren Grundlage, respektvolle Erforschung und Nutzung gehören dazu, entscheidend ist über all dem aber, das wurde mir zunehmend klar, die spirituelle Dimension.

Weil damit das Terrain der Religion betreten wird, kann es sein und ist auch gewollt, dass die Lektüre bei dem/der ein oder anderen das gewohnte Bild von Natur, Welt, von dem, was wir Gott nennen, und vielleicht auch von sich selbst ins Wanken bringt. Wer religiöse Überzeugungen nicht hinterfragen kann oder will, sollte also gewappnet sein, zumal ich keinen Ersatz in Form eines festen Weges bieten kann. Die Natur, vor allem die eigene, ist ein pfadloses Land, dessen Schönheit und Tiefe letztlich nur jeder für sich entdecken kann. Dazu möchte dieses Buch anregen. Es beginnt außen, in der grünen Natur, bewegt sich dann aber nach innen, bis zu jenem Kern, den wir Seele nennen. Dabei wird der Bezug zu Ersterer aber nicht ganz aufgegeben, weil alles zusammenhängt.

Ein Problem, das ich nicht befriedigend zu lösen vermochte, ist, eine geschlechtergerechte Sprache mit flüssiger Lesbarkeit zu verbinden. Wenn ich deshalb meistens beim generischen Maskulinum geblieben bin, bitte ich dies nachzusehen. Ich schliesse weibliche Personen gedanklich immer mit ein und hoffe, dass dies auch die Leserinnen und Leser tun.

Danken möchte ich meiner Frau Brigitte, die mir als Atemtherapeutin die Augen öffnete für die eigene Natur, den Körper, aber auch für die elementare Bedeutung des Anfangs: Zeugung, Schwangerschaft, Geburt, Mutterschaft, Kindheit. Im Werden liegt der Schlüssel zur Annäherung an das Sein. Im Übrigen wäre das Buch nicht entstanden, wenn sie meine lange, intensive Arbeit daran nicht einfühlsam mitgetragen hätte. Außerdem danke ich meiner Tochter Susanne und meinem Bruder Hermann Stölb für wertvolle Literaturhinweise.

Die Anmerkungen im Text enthalten lediglich Quellenangaben, sie sind für das Verständnis ohne Bedeutung und können normalerweise überlesen werden.

Altdorf/Landshut im Januar 2019, Wilhelm Stölb

1. Einführung

Über das Unbeschreibliche schreiben?

Lieben ist ein subjektives Empfinden, ein Erleben, das sich tief in unserem Inneren abspielt. Man kann darüber sprechen, doch können Worte nie den Kern treffen. Alles Reden oder auch Schreiben darüber ist lediglich ein Darum-herum-Reden oder -Schreiben. *„Als es an der Zeit war über Liebe zu schreiben, brach die Feder entzwei, und das Papier riss,“* sagte der persische Mystiker Rumi (1207 – 1273)¹. Dass er es dennoch nicht aufgab, in aller Behutsamkeit seine Gedanken über die Liebe in teils einfache, teils poetische Worte zu fassen, ist ein Glück: öffnet sein Werk doch bis heute manchem die Augen für das Wunderbare, den Schatz, der im Wesen des Menschen verborgen ist.

Gerade die Poesie schafft es manchmal, so kunstvoll um das Unbeschreibliche herumzureden, dass es uns „aufgeht“. Deswegen habe ich in diesem Buch einige Lieder und Gedichte zitiert. Ansonsten ist es ein Sachbuch, auch wenn sein Thema viel mehr ist als Sache.

Sprache ist grundsätzlich (nur) ein Mittel des Menschen, auf Phänomene, Zusammenhänge, Dinge in der Realität hinzuweisen, so wie der Finger auf den Mond zeigen kann, aber nicht der Mond ist. Als solches Hindeuten verstehe ich alles, was im Folgenden zum Thema Naturliebe gesagt ist. Manchmal ist damit Analyse verbunden, aber keine konkrete Anleitung. Das Buch ist kein Ratgeber, dazu ist das Thema zu tief. Es möchte sich auch nicht einreihen in die lange Liste vielversprechender Heilslehren. Ich möchte nicht Liebe predigen, das hat die christliche Religion jahrhundertlang versucht, ohne wirklichen Erfolg. Jeder kann das Wesentliche letztlich nur in sich selbst entdecken, ganz individuell, an seinem Platz, in seinem Leben. Dazu möchte es anregen.

Weil in der heutigen Welt nahezu alles wissenschaftlich untersucht, gemessen, analysiert und objektiviert wird, nimmt man subjektive Empfindungen wenig ernst. Indem sie vielen Menschen gemeinsam sind, bilden sie jedoch „weiche Tatsachen“ (soft facts), die man begrifflich bezeichnen kann: in unserem Fall als Naturlie-

be. Dies birgt die Gefahr, dass mit dem Wort, wie mit allen Wörtern, leichtfertig umgegangen wird. Mit der Liebe geschieht dies ja häufig, indem sie als Gegenstand billiger Unterhaltung dient, als Spiel, Gott, Göttin tituliert oder auch verspottet wird. Andererseits ist es notwendig, auch über solche weichen Phänomene zu reden, weil sie sonst in Vergessenheit geraten. Bei all dem ist stets zu bedenken, dass sich Liebe grundsätzlich als ein tiefes, warmes, Empfinden, als augenblickliches Lebensgefühl konkretisiert, das höchsten Respekt verdient, weil es jeweils einmalig ist, wie der Mensch, in dem es waltet.

Leichter und ernster als über die Liebe reden wir über Verantwortung. Sie hat eine objektive Komponente, indem sie mit konkretem Handeln oder Unterlassen verbunden ist, das ggf. eingefordert werden kann. So wird angesichts fortschreitender Naturzerstörung heute oft die Verantwortung des Menschen gegenüber der Natur, der Umwelt, dem Planeten oder auch der Schöpfung beschworen. Nahezu alle Bürgerinnen, Bürger und gesellschaftlichen Gruppierungen bekennen sich dazu, inklusive Industriekonzernen, Banken, Automobilclubs oder auch Kirchen. Wenn es jedoch um politische, wirtschaftliche und private Entscheidungen geht, wird das in Umfragen, Reden, Programmen und zunehmend auch in Predigten geforderte Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Natur rasch relativiert. Andere Werte wie Profit, Besitz, Arbeitsplätze, Mobilität, Konsum, Gemeinschaft, Spaß sind allzu oft wichtiger.

Als ethische Motive sind Verantwortung und Pflichtgefühl durchaus in den meisten Köpfen verankert, doch entspringen menschliche Entscheidungen eben weniger dem Kopf als dem Bauch, dem Gefühl. Erst nachträglich werden sie dann rational begründet. Weil die eigentliche Kraft in der Emotion liegt, ist Verantwortung ohne Freude, Liebe, Begeisterung schwach. Umgekehrt übernimmt man aus freien Stücken Verantwortung für das, was man liebt. Dass die ständigen Appelle an das Verantwortungsbewusstsein den Niedergang von Naturwerten in unserem Land nicht aufhalten können, legt nahe, dass es an Emotion fehlt, an Liebe.

Eine positive Einstellung zur Natur ist allgemein vorhanden, man geht gern ins Grüne und verklärt sie auch oft im Gegensatz zur Zivilisation als Reich des Guten, Heilen, Gesunden. Das ist aber et-

was anderes als eine tiefe Wertschätzung und Zuneigung, also eine liebende Grundhaltung, die sich aus Freude nährt statt bloß aus Gefallen, Pflicht oder aus einer Illusion. Eine solche innige Naturbeziehung, die das eigene Verhalten maßgeblich leitet, ist selten.

Bei Naturschützern trifft man sie bisweilen, aber auch bei manchen Naturnutzern; oder in Bürgerinitiativen wo sich Menschen beherzt für den Schutz von Naturwerten einsetzen. Dort bricht jene Emotion hervor, die Repräsentanten des modernen, rational argumentierenden Natur- und Umweltschutzes hinter Sachlichkeit verbergen. In der Szene gibt es allerdings auch Leute, die *nur* ihre Natur sehen und keine anderen Werte gelten lassen. Fanatismus ist die Kehrseite der Emotion. So kann die Liebe zu Bäumen manchmal dazu verleiten, Steine auf Menschen zu werfen. Inwieweit so etwas wirklich mit Liebe zu tun hat, muss hinterfragt werden.

Naturliebe in der modernen Welt

Gibt man „Naturliebe“ als Suchbegriff im Internet ein, findet man hauptsächlich Werbung für diverse Geschäfte, die den Begriff für ihre Zwecke nutzen: vom Outdoor-Ausrüster über die Yogaschule bis zum Wellnesshotel. Vergeblich sucht man dagegen eine Klärung des Inhaltes. Zu wenig gebräuchlich und greifbar erscheint das Wort, als dass es für einen breiten Nutzerkreis interessant wäre. Außerdem klingt es wohl ein wenig süßlich und antiquiert.

In Festreden wird Naturliebe noch gelegentlich hoch gehalten, vor Hobbygärtnern, Fischerjugend oder Wanderfreunden. Man müsse sie der jungen Generation vermitteln, heißt es, der älteren traut man sie eher zu. Im Verlauf der Reden wird dann aber rasch klar, was Referent oder Referentin jeweils unter Natur und der Liebe zu ihr verstehen: in aller Regel ist es ein Ausschnitt. Der Gärtner sieht in erster Linie seinen Garten, der Fischer seine Fische und der Wandervereinsvorsitzende seine Wanderwege – die sich immerhin im weiten Horizont der Landschaft erstrecken.

Was über die eigenen Gruppeninteressen und Aktivitäten in der Natur hinausgeht, findet wenig Beachtung, von Liebe nicht zu reden. Nur wenn es Konfliktstoff birgt, wird es zum Thema, dann allerdings oft mit negativem Vorzeichen: Fischfressende Wasservögel beispielsweise treiben Anglern die Zornesröte ins Gesicht, und

mancher Kleingärtner rückt dem Unkraut im Rasen durchaus mit Gift zu Leibe. Jeder liebt *seine* Natur.

Auch Angehörige der „Grünen Berufe“ reklamieren für sich bisweilen Naturliebe, ist sie doch für viele innerer Antrieb zur Berufswahl. Die tägliche Praxis in Gartenbau, Land- und Forstwirtschaft spielt sich auch nach wie vor in der Natur ab, im Vordergrund stehen heute allerdings Produktion und Profit. Häufig sind dabei Maschinen zu bedienen, so dass der unmittelbare Naturkontakt kaum noch gegeben ist. So müssen ursprüngliche berufliche Ideale mehr oder weniger verdrängt werden. Als Plagiate tauchen sie dann in Werbebroschüren wieder auf, die mit großformatigen Porträts der Tätigen bebildert werden: Natur und Mensch in vermeintlicher Harmonie fördern das Image.

Ein anderes Feld, auf dem Naturliebe oder zumindest eine gute Naturbeziehung hochgehalten wird, ist das intime, das sich unter anderem in Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen eröffnet: „Sportlicher Endfünfziger sucht naturverbundene Sie...“. Meist sind es Ältere, die damit sowohl Aktivität als auch Gefühlswärme bzw. den Wunsch danach signalisieren. Natur steht hier auch, wie oft in unserer Alltagssprache, für diverse positive Werte, in diesem Fall für eine gewisse Einfachheit, Bodenhaftung und nicht zuletzt für die gewünschte Traulichkeit jenseits der unter den Menschen empfundenen Kälte.

Seit einigen Jahren findet man Anklänge an Naturliebe in großem Stil in auflagenstarken Lifestyle-Magazinen: Landlust und Co. haben die Sehnsucht des Publikums nach einer grünen, heilen Welt draußen entdeckt. Mit reich bebilderten Artikeln über Garten, Wald, die Vogelwelt und selbstgemachte Marmeladen rühren sie erfolgreich ans Gemüt. Die Millionenaufgabe beruht darauf, dass sie das Harmoniebedürfnis der Leser ansprechen und Konflikte, die eine persönliche Auseinandersetzung erfordern würden, ausblenden.

Wenn man ferner sieht, wie viele Leute sich täglich in Parks, Wäldern und Fluren bewegen, joggen, walken, radeln, dann wird deutlich, dass nach wie vor in vielen Menschen eine emotionale Neigung zur Natur vorhanden ist. Wissen, Sachlichkeit oder Ökologie sind dabei untergeordnet. Und zum Leidwesen von Um-

weltaktivisten ist die Beziehung eher passiv, nicht kämpferisch. Es ist eine Empfindung gegenüber der belebten Mitwelt, die man durchaus mit Liebe in Verbindung bringen kann.

Vorläufige Definition

Für's Erste lässt sich das Phänomen folgendermaßen definieren: Naturliebe ist die emotionale Bindung an die Natur, ein Sich-hin-gezogen-Fühlen; bei manchen auch eine mehr oder weniger innige Herzensbeziehung.

Bei näherer Betrachtung wird es allerdings komplizierter: Schon der Begriff „Natur“ ist so schillernd, dass kaum zwei Menschen das Gleiche darunter verstehen. Auch ein und derselbe verwendet ihn in vielen Bedeutungen, je nach Kontext. Ebenso ist „Liebe“ ein Allerweltswort mit verschiedenen Sinngehalten. Beide Wörter werden auch in der Werbung oft verwendet. Allein die Bedeutungsvielfalt der Wortbestandteile macht „Naturliebe“ kompliziert.

Dieses Buch möchte zur Klärung beitragen, welche Beziehung oder auch Lebenseinstellung dahinter steht und wie sie heute praktisch aussehen kann. Ferner soll eine zeitgemäße, liebevolle Hinwendung zur Natur (wieder) angeregt und in die öffentliche Diskussion gebracht werden: Einerseits, weil Naturwerte weltweit überall vernichtet werden und dadurch die Erde in ungeheurem Tempo verarmt. Andererseits, weil sich zumindest bei den Bewohnern der westlichen Industrieländer auch eine innere Verarmung abzeichnet. Es mangelt nicht an äußeren Dingen, Nahrung, Kleidung, Mobilität, umso mehr an seelischer Wärme, Liebe und Sinn-erfüllung. Äußere und innere Natur hängen eng zusammen.

Dabei haben spirituelle Lehrer aller Zeiten versucht, den Menschen die Liebe als eigentlichen Sinn des Lebens nahezubringen. Jesus war ein solcher, heute sind es der Dalai Lama oder Thich Nhat Hanh und sogar Naturwissenschaftler wie der Neurobiologe Gerald Hüther entdecken die Liebe als Grundprinzip des Lebens. Adressaten sind zwar meistens die Mitmenschen, doch werden vor allem im östlichen Kulturkreis auch andere Wesen einbezogen: Von Thich Nhat Hanh gibt es beispielsweise ein Büchlein: „Die Kunst einen Baum zu umarmen“. Verbreitet ist jene umfassende Verbundenheit mit der Natur, die etwa der Zen-Buddhismus lehrt,

aber auch in dessen asiatischer Heimat nicht. Gerade von dort kommen ja immer wieder Schlagzeilen über katastrophale Umweltschäden.

Hatte man in Deutschland bis Mitte des 20. Jahrhunderts, dem emotionalen Zeitgeist entsprechend, wenig Scheu von Naturliebe zu reden, kommt uns das Wort heute nicht mehr so leicht über die Lippen. Schuld ist insbesondere der Missbrauch durch die NS-Propaganda. Für die gewünschte Steigerung des Nationalgefühls waren Natur- und Heimatliebe hervorragende Aufhänger. In Pfadfinderbewegung und Jugendgruppen wurden sie zusammen mit völkischen Gedanken zu einem ideologischen Gemisch verwoben, das unter anderem den Boden für die umfassende Militarisierung bereitete. Der Soldat bewegt sich ja „im Feld“, also auch in der Natur. Nur ist der Zweck seines Bewegens eben nicht die Natur selbst, sondern ein ganz anderer.

Nach dem Krieg war das Reden über Natur- und Heimatliebe in Deutschland deshalb ziemlich verpönt. Viele sprachen darüber nur mit ironischem Unterton. Und wer sich traute ernsthaft dafür einzutreten, wurde gern in die völkische Ecke der alten Ideologie gestellt.

Natur und Umwelt

Ende der 60er Jahre kam dann der sachlich-nüchterne Begriff „Umwelt“ auf, der zumindest im fachlichen Disput oft die gefühlsbeladene „Natur“ als Bezeichnung für die grüne Mitwelt ablöste. Naturschutz gibt es zwar noch, doch ist er seither zunehmend mit dem eher technisch ausgerichteten Umweltschutz verflochten, wenn nicht gar davon überlagert. Sogar der BUND führt in seinem Namen den Umwelt- vor dem Naturschutz und wenn er von sich reden macht, stehen Umweltthemen wie die Energiewende tatsächlich oft im Vordergrund.

Die Umwelt kann man aber nicht lieben wie die Natur, weil die emotionale Verbindung zum Menschen fehlt. Dieser spürt ja trotz aller Entfremdung durch die moderne Zivilisation immer noch sehr genau seine Verwandtschaft mit der Natur. Zumindest als Körper gehört er untrennbar dazu. Umwelt dagegen ist nur außen, um ihn herum, durch eine tiefe Kluft vom Menschen getrennt.

Betrachtet man schlaglichtartig die Themenfelder des Umweltschutzes, treten einem jede Menge Probleme entgegen: von Luft- und Wasserverschmutzung über radioaktive Verseuchung, Elektromog, Ozonloch, Klimaerwärmung bis zum Müll in den Weltmeeren oder giftigen Substanzen im Kinderspielzeug. Dies alles erzeugt Gefühle von Angst und Ohnmacht. Je nach persönlicher Konfliktfähigkeit kann man sich aktiv dagegen engagieren, wie es eine Minderheit tut, oder man kann sie mehr oder weniger verdrängen, wozu die Mehrheit neigt. Die eigentliche Motivation für Umweltschutz ist jedenfalls Angst, zumindest Sorge.

Anders beim klassischen Naturschutz: Hier geht es um die sinnlich erlebbare Schönheit der Natur respektive Heimat. Der Wald, die Berge, Wiesen, Flüsse und Seen, die gesamte Landschaft berührt uns innerlich, sinnlich, emotional, sofern sie eine gewisse Harmonie bewahrt hat und nicht zu sehr technisch überformt ist. Dieses direkte Berührtsein, das mit Liebe zu tun hat, ist ursprüngliche Motivation des Naturschutzes.

Gewiss spielt hier auch Angst mit: dass eben die Schönheit, die uns Freude und Lebensqualität bringt, zerstört wird, durch Industriegebiete, Straßen, Fluglärm, Hochspannungsleitungen, Windräder. Und oft verbinden sich bei näherer Betrachtung die Probleme von Umwelt- und Naturschutz. Aber im Grunde sind sie verschieden und nicht selten gibt es Zielkonflikte zwischen beiden. Man denke an die Energiewende, ein Vorzeigeprojekt des Umwelt-, aber vielerorts ein Horror des Naturschutzes.

Eine Werbebroschüre für Raumlufthereiniger, die ich kürzlich im Briefkasten fand, bringt das Verhältnis auf den Punkt: „*Die Umwelt macht krank...*“ steht dort über dem Bild einer grauen, von abgestorbenen Bäumen gesäumten Industrielandschaft. „...*Die Natur heilt*“ folgt mit einem Bild des strahlenden Wolkenhimmels über dem weiten, blauen Meer. Die Werbung spielt gern plakativ mit den Ängsten ihrer Adressaten und der Erlösung durch ihre Produkte. Das Spiel mag falsch sein, aber über Denken und Empfinden der Menschen kann man davon lernen.

Verstand und Gefühl

Durch die Ehe mit dem Umweltschutz, aber auch durch die Übernahme des wissenschaftlichen Weltbildes in Form der Ökologie, steckt der heutige Naturschutz in einem Dilemma. Zum einen überlagern die großen Umweltprobleme die Sorge für die Schönheit der Heimat. Zum anderen hat die nüchterne Sicht der Ökologie den Blick auf die Landschaft verstellt, die ja nicht nur Biotop für Tier- und Pflanzenarten ist, sondern eben auch Heimat der Menschen. Ökologie ist landschaftsblind. Harmonie ist keine Kategorie ökologischen Denkens.

Auf breiter Front haben Fachleute die Führung übernommen. Man zählt und misst. Die alte, gleichsam kindliche Begeisterung für Naturschönheit, die man auch Naturliebe nannte, fristet nur noch ein Schattendasein. „Naturschutzfachlich wertvoll“ ist das entscheidende Kriterium, während „Ästhetischer Naturschutz“ beinahe zum Schimpfwort geworden ist. So zerlegt man die Landschaft in Einzelaspekte, kartiert Arten- und Individuenzahlen, errechnet Biotopflächen und Rote Listen, erstellt FFH-Managementpläne und betreibt Fledermaus-, Fischotter- und Wolfsmonitoring.

In einer Welt der Zahlen und Fakten mag dies notwendig sein, aber die eigentliche Triebkraft für menschliches Handeln oder Unterlassen ist die Emotion. Weil sie, zumindest in ihrer positiven Form, Begeisterung und Liebe, allenthalben fehlt, zerrinnt den Rechnern ihre Biodiversität zwischen den Fingern, ebenso die Schönheit der Landschaft.

Nicht nur im Naturschutz trat Verstand an die Stelle der Emotion. Die Tendenz dazu liegt in unserer Kultur. Die christlich-abendländische Religion ist kopfbetont und seit Jahrhunderten damit beschäftigt, das natürliche Empfinden der Menschen in (theologisch) durchdachte Bahnen zu lenken. Mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert erfuhr der Aufstieg der Ratio einen großen Schub, seither verläuft er in Wellen, die durchaus gegenläufige, emotionalere Phasen einschließen. Die Romantik um 1800 war eine solche Gegenwelle, ebenso die Gründung der Naturschutzbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts oder die Hippie-Kultur der 1960er Jahre.

All diese Strömungen waren aber relativ schwach, sie änderten nichts am großen Fortschreiten der wissenschaftlichen Rationalität.

In ihrer „Dialektik der Aufklärung“ (1947) warnten Horkheimer und Adorno, die Philosophen der Frankfurter Schule vor den verheerenden Folgen, ohne sie jedoch aufhalten zu können. Und Erich Fromm schrieb 1976 in „Haben oder Sein“:

„Die Herrschaft des rein verstandesmäßigen, manipulativen Denkens entwickelt sich parallel zu einem Schwund des Gefühlslebens. Da es nicht gepflegt und gebraucht wird, sondern das optimale Funktionieren eher behindert, ist das Gefühlsleben verkümmert...“.

Doch Vorsicht: bei den Gefühlen ist zu differenzieren. Einerseits ist unsere Zeit von Rationalität und Kühle geprägt – nicht umsonst nennt die Jugend „cool“, was früher einmal schön, gut, angenehm war – andererseits zeichnet sich in den letzten Jahren auch wieder eine Emotionalisierung ab, die vom Internet lebt und unter anderem die Politik betrifft. Durch die neuen Möglichkeiten der Kommunikation fällt es besonders leicht, negative Emotionen wie Ärger, Zorn, Wut, Hass zu artikulieren, was in zunehmendem Maße geschieht. Auch für positive Gefühle trifft dies prinzipiell zu, allerdings verflachen sie aufgrund der distanzierten, vom direkten Gegenüber gelösten Beziehung deutlich. Das moderne „like“ ist eben nur eine kümmerliche Form der Liebe. Sie bleibt in ihrer tieferen Dimension nach wie vor selten, wobei solche Einschätzungen mangels Messbarkeit zugegebenermaßen schwierig sind.

Im Übrigen muss man mit Wertungen vorsichtig sein: Gefühl ist nicht prinzipiell besser als Verstand und Verstand nicht besser als Gefühl. Beides gehört zum Menschen und beides muss gelebt werden. Wenn man sieht, wie viel Aberglaube in der Welt noch grassiert, wie beispielsweise Tiger, Nashörner und andere großartige Tierarten wegen angeblicher Heilkräfte gnadenlos verfolgt werden, wünscht man sich oft mehr Verstand. Wir brauchen ein Gleichgewicht zwischen den beiden Grundkräften der menschlichen Natur. Emotion, positive wie negative, ist die entscheidende Zugkraft, doch bedarf sie immer eines kühlen Kopfes, der sie hinterfragt, der gegebenenfalls die galoppierenden Pferde zügelt oder lenkt. In welche Katastrophen ungebremste oder gar kollektiv geschürte Emotion politisch führen kann, hat uns die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts auf schmerzhaft Weise gezeigt.

Vernunft und Liebe

Es wäre verfehlt anzunehmen, dass mit dem Aufstieg der Rationalität und der wissenschaftlichen Weltansicht ebenso die Vernunft wachsen würde. Rationalität ist im menschlichen Verstand angesiedelt und der wird schon bei unseren Vorschulkindern nach Kräften gefördert. Aber Vernunft ist mehr als Verstand: Das Wort hängt mit „Vernehmen“ zusammen. Wie unser Gehörsinn, der ja nicht wie das Auge auf etwas Bestimmtes gerichtet ist, hat Vernunft einen Bezug zum Welt-Ganzen. Dadurch enthält sie eine wertende Komponente, eine *einsichtige*; und diese (bessere) Einsicht wächst nicht unbedingt mit dem Verstand.

Leider wird das Wort „Vernunft“ heute meist oberflächlich im Sinne von Rationalität verwendet. Was nicht beweisbar und logisch zu begründen ist, gilt oft als unvernünftig. Der Rückbezug zu einem wie auch immer gearteten großen Ganzen ist kaum mehr präsent, weil er wie alles Ungreifbare oder gar Metaphysische verdrängt wird. Vernünftiges Handeln ist dann lediglich rational begründetes, ökonomisch richtiges, und zwar in erster Linie für das jeweilige Individuum. Dass der Mensch mit einem solchermaßen positivistischen Vernunftbegriff von den Erkenntnisquellen in seiner eigenen Natur abgeschnitten ist, hat unter anderem Papst Benedikt anlässlich seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag (2010) ausgeführt. Für das Verhältnis des Menschen zur Natur ist die Vernunft jedenfalls von elementarer Bedeutung (vgl. Kap 6.1.).

Trotzdem ist die Macht der einfachen Gefühle nach wie vor gewaltig. Weil wir die meisten Entscheidungen „aus dem Bauch heraus“ fällen, schafft es die Werbung täglich, unsere emotionalen Vorlieben und Abneigungen für ihre Produkte zu nutzen. Den Verstand brauchen wir dann in erster Linie, um unsere Entscheidung für dieses oder jenes nachträglich zu begründen. Millionenfach kaufen wir zum Beispiel große Autos, obwohl wir genau wissen, wie sehr sie die Umwelt respektive Natur belasten. Am Wochenende binden wir dann die Fahrräder auf den SUV und rasen in jene Restnatur, die unser Lebensstil noch übrig lässt. Obwohl uns der Verstand sagt, dass dies langfristig zum weitgehenden Verlust unserer Landschaft sowie in die Klimakatastrophe führt, besitzen wir (bisher) nicht die Vernunft, es zu ändern.

Nach wie vor sind Menschen irrationale Wesen – bestenfalls auf dem Weg, vernünftig zu werden: *„Wenn man sagt, der Mensch ist vernünftig, so ist das etwa, wie wenn man von einem Einwohner von Castuera sagte, er sei Madrider, weil er in den Zug nach Madrid eingestiegen ist“*, sagte der spanische Philosoph Ortega y Gasset (1883 – 1955).² Man kann nur hoffen, dass der Zug nicht stehenbleibt oder sich gar wieder einmal rückwärts bewegt, wie das manchmal erscheint. Jedenfalls kommen wir nicht umhin, die Irrationalität unseres Wesens anzunehmen. Deshalb ist die menschliche Natur nicht von Grund auf schlecht, wie das aus der Umwelt-Szene manchmal anklingt: was die Natur schafft, sei gut, das Elend beginne mit dem Menschen. Es gibt eben auch die emotionale Hinwendung des ehemaligen Naturwesens zur Natur, seiner ursprünglichen Heimat. Diese Hinwendung, deren innere Triebfeder Liebe ist, gilt es zu stärken.

Fakt ist: Natur erfährt – im deutschen Sprachraum – eine relativ hohe Wertschätzung. Im deutschen Werte-Index 2018³ ist sie sogar erstmals auf den Spitzenplatz vorgerückt nach einem vierten Platz 2016. Auf Platz zwei und drei folgen Gesundheit und Familie. Inwieweit damit wirklich eine Trendwende, eine neue und vor allem tiefere Hinwendung zur Natur verbunden ist, bleibt abzuwarten. Zum einen ist die Wertschätzung für Natur ja fast immer mit anderen Antrieben und Gefühlen vermischt, zum Beispiel dem persönlichen Bewegungs- und Freiheitsdrang. Zum anderen ist Natur für die meisten Menschen vor allem eine Vorstellung, ein mehr oder weniger schönes Gedankenbild, das nur bedingt mit der Realität übereinstimmt. Bei Entscheidungen, die direkt oder indirekt Natur bzw. Landschaft betreffen, obsiegen jedenfalls meist andere Werte wie Mobilität, Sicherheit, Geschwindigkeit, Bequemlichkeit, Sport, Spiel, Spaß, Genuss, gutes und billiges Essen usw. Man möchte genießen. Komfortabel, leicht und reizvoll soll das Leben sein, und das jeweilige Ich bildet das Zentrum, dem die Umwelt weitgehend untergeordnet wird.

So kommt es, dass die große Mehrheit den überall stattfindenden Rückzug von Natur und die Verarmung der Landschaft zwar mehr oder weniger beklagt, aber letztlich achselzuckend hinnimmt. Zudem springen die Medien in die Bresche, die jede Menge Ersatz in

immer perfekterer Qualität ins Haus liefern. Die vielen Filme und Bücher, die im Titel Natur, Sehnsucht und Stille enthalten, sprechen Bände; und sogar der Zeitschriftenmarkt bietet viel Natur – auf dem Papier.

Immer mehr Menschen wird allerdings klar, dass ein Zusammenhang besteht zwischen unserem konkreten, täglich praktizierten Lebensstil und dem Verlust an Naturwerten; dass alles nicht nur leicht gehen kann, dass Nachdenken und bewusste Entscheidungen gefragt sind, und dass Glück nicht in Filmen und Zeitschriften, sondern nur im tatsächlichen Leben zu finden ist. Dazu gehört ganz wesentlich das Umfeld, das man früher einmal Heimat nannte, heute immerhin noch Natur. 70 Jahre nach Kriegsende sollten wir uns, meine ich, wieder trauen, die emotionale Beziehung dazu öffentlich zu thematisieren, vielleicht neu zu entdecken und in anderer, umfassenderer Form zu leben.

Im Folgenden möchte ich dem Phänomen Naturliebe näherkommen, indem ich zunächst die beiden Bestandteile beleuchte: Natur und Liebe.

Die Seiten 27 bis 276 fehlen in dieser Leseprobe

bleibt jedoch bestehen, sie wird unter Umständen sogar verstärkt. Ebenso bleibt die dritte Ebene der Entfremdung unbearbeitet, jene von sich selbst. – Trotzdem verdient die neue spirituelle Hinwendung zur Erde Beachtung; sie entspringt der tiefen Sehnsucht des modernen Menschen nach der Natur.

Indianische und christliche Spiritualität

Erdverbundenheit versus Jenseitshoffnung

Während das religiöse Leben unserer heidnischen Vorfahren größtenteils im Dunkel der Vergangenheit versunken ist, lässt sich das der nordamerikanischen Indianer, der Native Americans, relativ gut rekonstruieren. Zwar haben sich auch in Amerika Land und Bevölkerung seit dem Auftauchen der Europäer drastisch verändert, wegen der verhältnismäßig späten Missionierung und des weiten Raumes mit entsprechenden Rückzugsgebieten bietet sich dort aber ein viel besserer Blick auf Spiritualität und Naturbeziehung der Urbevölkerung als hierzulande. Weil sie einer vorzivilisatorischen, vergleichsweise natürlichen Epoche entstammen, sehen manche darin ein Vorbild für die Neuorientierung unserer Kultur, die in Zeiten der Umweltkrise dringend notwendig erscheint. Ein Gedicht der von den Pawnee und Otoe abstammenden US-Amerikanerin Anna Lee Walters (geb. 1946) stellt diese erdverbundene Spiritualität für mich sehr schön dar:

Ich bin von der Erde. Sie ist meine Mutter.
Sie gebar mich mit Stolz. Sie zog mich mit Liebe auf.
Sie hat mich jeden Abend in den Schlaf gewiegt.
Sie trieb den Wind an und ließ ihn singen.
Sie errichtete mir ein Haus aus harmonischen Farben.
Sie nährte mich mit den Früchten ihrer Felder.
Sie belohnte mich mit der Erinnerung an ihr Lächeln.
Sie bestrafte mich mit dem Dahinschwinden der Zeit.
Und zuletzt, wenn ich mich danach sehne zu gehen,
wird sie mich umarmen für alle Ewigkeit.⁷⁸

Das Gedicht wurde in viele Sprachen übersetzt und wird im Internet zum Thema Natur/Erde häufig zitiert. Ebenso wie das unten folgende soll es hier (nur) schlaglichtartig die zugrunde liegende Weltanschauung im Hinblick auf unser Thema beleuchten. Im späten 20. Jahrhundert entstanden, lässt es sich streng genommen nicht mehr den Naturreligionen oder Naturvölkern zuordnen. Im Übrigen waren ja auch die Native Americans keine homogene Volksgruppe, sondern gliederten sich in eine Vielzahl verschiedener Stämme mit ebenso verschiedenen Kulturen.

Die Indianerin, dies sei der Einfachheit halber so formuliert, fühlt sich als Kind der Erde. Ihre Gedanken kreisen um sie, um die diesseitige Welt, aus der sie stammt und in der sie sich geborgen fühlt. Ihr Gedicht beginnt bei der Geburt und endet mit dem Tod, beides zutiefst natürliche Vorgänge. An den Eckpunkten sowie in der zwischenliegenden Lebensspanne beschreibt sie sehr hautnah und körperlich die liebevolle, fürsorgliche Kraft der Erde: Gebären, In-den-Schlaf-Wiegen, Nähren, Ein-Haus-Bauen, Belohnen, Bestrafen, Lächeln, Umarmen sind reale Lebensvorgänge, die zu einem gelungenen, freudvollen Dasein gehören. Andere Ziele äußert sie nicht. Die Frau schreibt gewissermaßen aus kindlicher Perspektive, aus ihren Zeilen spricht Dankbarkeit und Zuversicht: Ich darf hier sein und bin geliebt, auch über den Tod hinaus. Es *ist* gut. Psychologisch ausgedrückt zeigt sich ein tiefes Urvertrauen.

Gegenübergestellt sei ein Kirchenlied des deutschen katholischen Schriftstellers Georg Thurmair (1909 – 1984), das mir charakteristisch für die christlich-abendländische Weltbeziehung erscheint:

Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh
mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu.
Die Wege sind verlassen, und oft sind wir allein.
In diesen grauen Gassen will niemand bei uns sein.
Nur einer gibt Geleite, das ist der Herre Christ;
er wandert treu zur Seite, wenn alles uns vergisst.
Gar manche Wege führen aus dieser Welt hinaus.
O dass wir nicht verlieren den Weg zum Vaterhaus.
Und sind wir einmal müde, dann stell ein Licht uns aus,
o Gott, in deiner Güte, dann finden wir nach Haus.⁷⁹

Das Lied entstand ebenfalls im 20. Jahrhundert, freilich in einer schwierigen Phase, 1935. Es wird aber auch heute noch vielfach gesungen. Bereits in den Titeln der beiden Texte, in der jeweils ersten Zeile werden die gegensätzlichen Welt-Verhältnisse der beiden Autoren bzw. Kulturen deutlich: Während die Indianerin quasi familiär mit der Erde verbunden ist, empfindet sich der Europäer nur als Gast hier. Von ihrer Sicherheit, Gelassenheit und Zuversicht ist er weit entfernt. Ruhelos, einsam und leidend sucht er aus dieser, für ihn wenig positiven Welt nach Hause zu finden. Dieses Zu-Hause liegt im Jenseits. Im „Vaterhaus“ erst erhofft er sich jene Geborgenheit, welche die Indianerin bereits hier spürt. Dabei schreibt er aber nicht aus der Perspektive des Kindes, sondern aus der des erwachsenen Sohnes.

Die Atmosphäre ist gespenstisch, grau, ohne reale Begegnung, geschweige denn Liebe. In seiner Verlassenheit spürt der Mensch Trost in einem imaginären, männlichen Begleiter und hofft auf die lenkende Güte des jenseitigen Vater-Gottes. Alles geschieht aber nicht real, körperlich, nur gedacht. Der Grundtenor ist Schwermut, Einsamkeit, Bangen und Hoffen: es *wird* gut – vielleicht. Man spürt wenig Urvertrauen, stattdessen eine gewisse Unterwürfigkeit.

Während der Zeithorizont der Indianerin wesentlich in der Vergangenheit liegt, erst am Schluss kommt ein Blick in die Zukunft, liegt jener des Europäers in Gegenwart und Zukunft. Dies trägt wesentlich zur jeweiligen Grundstimmung bei: Vergangenes ist fest und sicher, Zukünftiges offen und unsicher. Ferner scheint die Indianerin von einer bedingungslosen Mutterliebe getragen zu sein, die ihr eine selbstverständliche Geborgenheit gibt, während der Europäer „mutterseelenallein“ ist. Er hält sich an die Liebe des Vaters, die aber nie so ursprünglich und bedingungslos sein kann wie jene der Mutter, in deren Leib das Kind entsteht. Vaterliebe ist eher an Bedingungen geknüpft, vor allem an Gehorsam.

Insgesamt atmet das Gedicht der Indianerin eher Leben, dasjenige Thurmairs eher Tod. Gewiss darf man die jeweilige Zeit nicht vergessen, in denen die Texte entstanden. Walters' Zeilen knüpfen zwar an alte Gewissheiten der indianischen Kultur an, entspringen aber dem Wohlstand einer modernen, weitgehend sicheren Gesellschaft, in der sich zunehmend auch feministische Strömungen eta-

blieren. Thurmairs Verse hingegen entstanden in der aggressiven, männlich und militaristisch geprägten Enge Deutschlands zwischen zwei Weltkriegen. Gleichwohl wird sein Lied auch heute noch in den Kirchen gesungen und man kann andere anführen, die eine ähnliche Botschaft enthalten (vgl. S. 353).

Erd-Wesen oder Geist-Wesen?

Die Kernfrage, die beide grundverschieden beantworten, lautet: Ist der Mensch Erdenwesen, lebendiges Inventar der Erde sozusagen, und liegt seine Erfüllung hier? Oder ist er Geistwesen, das eigentlich im Himmel zu Hause ist, wo immer dieser auch sei? Daraus leiten sich weitere Fragen ab: Kann er das Leben und letztlich auch den damit untrennbar verbundenen Tod dankbar annehmen als Weg und Ziel zugleich, oder ist er unterwegs, ein besseres Ziel im Jenseits zu erreichen? Ist die Erde, die Natur und das hiesige Leben mit gewissen Einschränkungen schön, oder ist es leidvoll und zugunsten eines besseren, ewigen zu überwinden?

Mit den genannten Fragen nach der Natur des Menschen hängt die Frage nach dem Göttlichen auf Engste zusammen: Hat die Erde, die Natur selbst göttlichen Charakter oder findet sich das Göttliche (nur) jenseits, weit entfernt, gewissermaßen über der Natur? Wenn Ersteres zutrifft, erübrigt sich alles menschliche Streben „aus dieser Welt hinaus“. Diese Haltung kennzeichnet eher die Naturreligionen. Ein mindestens ebenso ausgeprägter Jenseitsbezug wie im Christentum findet sich dagegen in anderen Hoch-Kulturen, insbesondere im Hinduismus und Buddhismus. Auch sie streben nach Überwindung der Welt, teilweise so sehr, dass sie die Welt darüber vernachlässigen.

Leiden als Grundstimmung?

Allerdings, das sei hier eingeschoben, legen die Menschen des Ostens allgemein mehr Gelassenheit und Heiterkeit an den Tag. Sie lächeln mehr, während unsere Gesichter oft der Stimmung des obigen Liedes entsprechen. Betrachtet man zum Beispiel die Menschen in einer Stadt oder auch in ihren Autos, wird das deutlich (wobei man durchaus einmal in den eigenen Rückspiegel schauen sollte.) Unsere Lebenshaltung ist oft angespannt, sie entspricht

dem sorgenvoll in die Zukunft blickenden Erwachsenen, während uns die unbeschwerte, gegenwartsbezogene Haltung des Kindes ebenso wenig zu eigen ist wie dessen ursprüngliches Vertrauen.

Doch woher kommt diese sorgenvolle Grundstimmung? Nachdem wir vergleichsweise gut und sicher leben, kann sie nicht mehr von Armut oder Elend herrühren, sondern muss tiefere Ursachen haben. Eine Antwort liegt wohl im gedachten Ziel christlichen Strebens: im Himmel. Gegen dessen paradiesische Schönheit kommt die Erde nicht an. Schon das alte Testament sah das irdische Leben gewissermaßen als Strafe: *„...verflucht sei der Acker um deinetwillen. Mit Mühsal sollst Du dich von ihm nähren, dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen... Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“* (1. Mose 3).

In die gleiche Richtung weist eine Grabinschrift, die man nicht selten auf christlichen Friedhöfen findet: *„Die aber am Ziel sind, haben den Frieden“*. Der Tod als Ziel? Ähnlich denken ja auch Buddhisten, deren metaphysisches Ziel darin liegt, den Kreislauf der Wiedergeburten zu überwinden, um ins Nirwana einzugehen, wobei sie allerdings deutlich mehr Gelassenheit an den Tag legen. Man kann sich fragen, warum Gott oder das Tao überhaupt die Welt geschaffen hat, wenn sie bloß zu überwinden ist. Wäre das nicht einfacher zu haben gewesen? Die häufig zu hörende Erklärung, unser irdisches Leben sei eine Prüfung, an der sich gute und schlechte Seelen scheiden, die dann beim jüngsten Gericht gesondert werden, legt auch noch eine Drohung hinein. Ist das wirklich der Sinn unseres Daseins auf dieser Erde?

Ein interessantes Licht auf unser Leiden und ruheloses Suchen wirft eine Feststellung des Dalai Lama: Am meisten, sagte er, wundere ihn an den westlichen Menschen deren geringes Selbstwertgefühl. Der Psychoanalytiker Arno Gruen spricht gar vom Selbsthass, der uns prägt, meist unterschwellig, von allerhand Verdrängungsmechanismen überdeckt, also auf den ersten Blick meist nicht erkennbar. Unser wenig liebevolles Verhältnis zur Erde, zur umgebenden Natur findet offensichtlich seine Entsprechung in einem ebenso wenig liebevollen zur eigenen Natur.

Letzteres gründet wiederum wesentlich in der christlichen Lehre, die besagt, dass die Mensch-Natur, mit der wir auf die Welt kom-

men, mit einer „Ersünde“ behaftet, also nicht in Ordnung sei. Während die Indianerin würdevoll und positiv ins Leben geht: „sie (die Erde) gebar mich mit Stolz“, prägt den Christen das „Herr-ich-bin-nicht-würdig“. Deshalb muss ein neugeborenes Kind, eigentlich Inbegriff natürlicher Unschuld, bei uns erst durch die priesterliche Handlung der Taufe „gereinigt“ werden. So beginnt die Verachtung der (eigenen) Natur und deren Manipulation, die vermeintliche Korrektur durch menschliches Machen, schon am Lebensanfang.

Statt an der Fiktion einer Ersünde zu hängen, sollten wir, meint der Münchner Psychiater Ernst Robert Langlotz⁸⁰, unsere „Erbwürde“ realisieren. Ich möchte eher von „Urwürde“ sprechen, die jedes Kind mit auf die Welt bringt. Wie zentral die menschliche Würde ist und wie wenig sie bei uns gepflegt wird, auch wenn sie in der Präambel des Grundgesetzes steht, legt übrigens auch Gerald Hüther in seinem Buch „Würde“ dar (2018).

Später setzt sich das christliche Leiden am Leben fort, nicht zuletzt durch die Allgegenwart des Gekreuzigten. Jesus, unser Vorbild an Menschenliebe, endete grausam gepeinigt am Kreuz. Wer mag ihm da nachfolgen, wenn Liebe dahin führt? Mir hat diese Darstellung schon als Kind sehr zugesetzt. Fast alle Heiligen, die mir als Vorbilder hingestellt werden, sehe ich in den Kirchen entweder am Marterpfahl, gegeißelt, von Pfeilen durchbohrt oder verklärt im Himmel. Ein natürliches Lächeln sucht man vergeblich. Viele Kirchen bieten die reinste Sado-Maso-Schau, wobei niemand über deren Wirkung auf Kinder nachzudenken scheint.

Nach christlichem Verständnis soll der Mensch Vorbildern folgen, deren Erdendasein, so wie es vermittelt wird, schwer war und oft grausam endete. Eine düstere Perspektive, die sich erst im Himmel umkehren soll, dann aber total. Ein Buddhist beispielsweise könnte diese Schwere nicht ertragen, er umgibt sich lieber mit lächelnden, Ruhe und Sanftheit ausstrahlenden Buddhas.

Um das irdische Leben dennoch irgendwie genießen zu können, müssen wir sehr viel verdrängen, im Grunde die ganze Religion. Tatsächlich tun wir das so gründlich, dass sie im Alltag fast keine Rolle mehr spielt. Wer die Botschaft sonntäglicher Predigten über Nächsten- oder gar Feindesliebe mit vollem Ernst im Geschäft um-

Die Seiten 283 bis 406 fehlen in dieser Leseprobe

Geistes. Sie veranlasste die Menschheit zu allen Zeiten, die Natur mit Geistwesen zu bevölkern: von Göttern, Riesen und Zwergen der alten Mythen und Märchen über Gnome und Elfen, Waldgeister und Hexen bis zu den Hobbits, Orks und Elben in modernen Fantasy-Geschichten.

Für Naturvölker existieren Geistwesen selbstverständlich, jedes Volk kennt andere. In esoterischen Kreisen lebt der Glaube daran heute wieder auf. Angesichts der Kälte des modernen Umgangs mit der Natur, dem Lebendigen, sogar mit dem Menschen selbst, ist solche Rückkehr zu alten, mythischen Denkmustern verständlich. Gleichwohl ist sie regressiv. Und wenn mythisches Denken in Zusammenhang mit Naturschutz gebracht wird, untergräbt es dessen Seriosität. Zudem, das wiegt noch schwerer, ist es vom Glauben an Elfen und Baumgeister nicht weit zum Glauben an Teufel und Hexen; und von der Verteidigung der Baumgeister ist es nicht weit zur Verdammung der Baumfäller.

Fantasie und Realität verschwimmen nicht selten zu einem diffusen Gemisch aus Angst, Opferhaltung und Aggression. Wenn Baumfällungen als „Hinrichtungen“ und die Verantwortlichen als „Mörder“ gebrandmarkt werden, wenn Schilder mit Kreuzen an Baumstümpfen auftauchen und der Aufschrift: „Warum musste ich sterben, ich war noch so jung...“, kann es einem schon kalt über den Rücken laufen. Ich fühle mich dann irgendwie ins Mittelalter versetzt; der Rauch des Scheiterhaufens liegt in der Luft.

Animismus im Aufwind

Animismus, der Glaube, dass alles eine „anima“, eine Seele habe, ist eine alte Form menschlicher Spiritualität. Mit zunehmendem Unbehagen am modernen Verständnis der Natur als bloßer Sache ist sie heute wieder im Aufwind. Bestseller wie „Das geheime Leben der Bäume“ spiegeln diesen Trend und verstärken ihn gleichzeitig. Indem sie natürliche Abläufe mit menschlichen vergleichen und mit den Begriffen unserer Sprache erklären, bestärken sie viele Zeitgenossen in ihrem Gefühl: „Bäume, Rehe, Hasen, alle haben eine Seele und empfinden wie wir“, worauf dann meist unmittelbar die Schuldzuweisung folgt: „Und wie gehen sie mit ihnen um, die Forstwirtschaft, die Agrarindustrie, die Jäger...!“

Der Leser selbst ist an der ganzen Misere freilich unschuldig. Täter sind die anderen. Wesentlich zum Erfolg trägt bei, dass angeblich Geheimes enthüllt wird. Eingeweiht durch den Fachmann wähnt man sich gescheiter als die meisten. Würde man sich eingehender mit der Materie beschäftigen, wäre man rasch mit Fragen konfrontiert, die der Autor nicht beantwortet, nicht einmal stellt. Man würde erkennen, dass schlaglichtartig Wissen dargeboten wird, aber kaum große Zusammenhänge differenziert betrachtet werden. Doch wozu soll man sich solche Mühe machen? Im Licht der Emotion erscheint alles so schön einfach.

Ohne Frage ist Kritik an der modernen Naturwissenschaft, an ihrem rationalen Weltbild, das keine Metaphysik und deshalb kein Wesen kennt, gerechtfertigt; genauso am Verhalten der Naturnutzer, an Land- und Forstwirtschaft. Ihnen geht es ums Haben, nicht ums Sein. Natur ist für sie einschließlich des Lebendigen oft nur Material, Objekt, Sache.

Doch um dies zu kritisieren, muss man nicht hinter die Aufklärung zurückgehen. Der Trugschluss des Animismus besteht darin, dass man Wesen mehr oder weniger mit Menschenwesen gleichsetzt. Dann sieht man draußen Baummütter, die fühlen, sprechen, essen, trinken, Freundschaften pflegen, ihre Kinder stillen und sich lieben. Man sieht oder hört Bäume, die Durst- und Warnschreie ausstoßen und eine große harmonische Gemeinschaft bilden, in der es viel Hilfsbereitschaft, aber kein Hauen und Stechen gibt wie unter den Menschen. Man sieht Rehe und Wildschweine, die denken, die bewusst, wenn nicht gar moralisch handeln und einen „freien Willen“ haben – dabei freilich gut sind, nicht so egoistisch und kalt wie wir.

Gewiss wirkt in Bäumen und Rehen, in allem Lebendigen die gleiche große, ungreifbare Kraft wie in uns. Daraus aber zu schließen, sie würden quasi menschlich empfinden oder gar moralisch handeln, ist völlig verfehlt. Dahinter steht die Unfähigkeit, über den Tellerrand des eigenen, menschlichen Seins hinauszudenken. Genau aus dieser Haltung heraus zog man im Mittelalter Hunde vor Gericht, folterte und tötete sie für ihre „Missetaten“. Animismus ist ein gefährliches Fahrwasser. Wer den Unterschied zwischen Bäumen, Tieren und Menschen verwischt, setzt jene ins Un-

recht, die Bäume fällen und Tiere töten, nicht nur aus Profitgier, sondern auch, damit wir alle leben können. Entfremdet von der Wirklichkeit, wähnt er sich den anderen moralisch überlegen.

Die Natur schafft eine unermessliche Vielfalt an wunderbaren Wesen, sie hängt aber nicht am Einzelnen. Kein Reh kann von sich „Ich“ sagen. Das tut Bambi, doch Bambi ist kein Tier, sondern ein Mensch in Tiergestalt, der nur im Film, in der Fantasie existiert. Wir sollten Tiere Tiere und Bäume Bäume sein lassen, das reicht, um sie zu lieben. Im Übrigen wackelt das hoch geschätzte Ich auch bei uns, sobald wir tief genug schauen. Auch *unsere* Anima, die Seele ist nicht fassbar, wie die Religion vorgibt. Auch hinter *unserem* Ich steht eigentlich etwas viel Größeres, Namenloses.

Alle Wesen haben mit uns zwar denselben Ursprung und den innersten, unfassbaren Kern gemeinsam, ansonsten aber ihre eigene Seinsweise. Indem wir sie für eigene Zwecke nutzen, ausbeuten, nehmen wir ihnen die Würde. Das Gleiche tun wir aber, indem wir sie wie Unseresgleichen behandeln. Statt Tiere und Pflanzen zu vermenschlichen, sollten wir besser das Menschliche in uns entwickeln. Die Seele in uns suchen und leben.

Arbeit, Wirtschaft, ökonomische Vernunft

Wenngleich Naturliebe aus der Seele kommt, bedarf sie auch des Geistes. Beide bilden ja eine Einheit in der Person und lassen sich nur gedanklich trennen. Sie existieren weder gesondert voneinander noch getrennt vom Leib. Zur (Selbst-)Erkenntnis ist es wichtig, sie zu unterscheiden, das Glück liegt aber nicht in solcher Zerlegung, sondern in der Erfahrung der Einheit von Körper, Geist und Seele. Die religiös initiierte Abspaltung der Seele trug wesentlich zur Entfremdung des Menschen bei: von sich selbst und der Natur. Auch diese zerlegen wir in unserem Denken und Handeln, es sei denn, wir nehmen sie sinnlich, ästhetisch wahr.

Solches sinnliches Wahrnehmen ist Grundlage der Liebe. Dabei muss aber klar gesagt werden: es macht uns nicht satt. Wir können nicht „von Luft und Liebe leben“, das würde uns nicht einmal zufrieden machen. Mit dem Geist hat die Natur ein großartiges Werkzeug im Menschen hervorgebracht, dessen Fähigkeiten, Vernunft, Denkvermögen, Forscherdrang, Fantasie, Kreativität usw.

gelebt werden wollen, auch im Verhältnis zur Natur. Ja sie machen dieses Verhältnis zusammen mit der Leiblichkeit wesentlich aus, was allerdings nicht heißt, dass sie es dominieren sollten.

Wenn Kant als Maxime der Aufklärung formulierte: „*Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen*“, steht hier ausdrücklich „bedienen“. Subjekt der Handlung bleibt der Mensch als Ganzheit, dessen Kern die unfassbare Seele ist. Der Verstand, der Geist hat dienende Funktion. Er ist ein inneres Werkzeug, das unter anderem äußere Werkzeuge und Geräte schafft: vom Pflug bis zum Schaufelbagger, vom Faustkeil bis zum Gewehr. Der Geist eröffnete dem Menschen die Möglichkeit, die Natur zu nutzen, zu beherrschen und in großer Zahl zu besiedeln.

Den Geist und seine Produkte im Wege der Arbeit kreativ einzusetzen, macht dem Menschen Freude. Arbeit ist Teil seines Wesens. Durch sie führt er, wie Dorothee Sölle sagt, die Schöpfung fort. Gott, die Natur, die Evolution, wie immer man es nennt, wirkt durch ihn in der Welt weiter. Umgekehrt ist die Landschaft, die wir gemeinhin Natur nennen, immer gemeinsames Werk der schaffenden Natur und des schaffenden Menschen.

In Schwaben erzählt man sich dazu folgende kleine Geschichte: Ein Landmann arbeitete in seinem blühenden Garten, als der Pfarrer vorbeikam und ihn lobte: „Da haben sie aber gemeinsam mit dem Herrgott ein wunderschönes Stück Land geschaffen!“ Der Mann lächelte verschmitzt und sagte: „Ja, ja, aber Sie hätten mal sehen sollen, wie es hier aussah, als der noch alleine schaffte!“

Zur Arbeit gehört das Wirtschaften, das vernünftige, planvolle Handeln zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Es besteht primär in Anbau, Pflege, Ernte von Nahrungsmitteln, Holz usw., sekundär in Produktion, Tausch, Kauf, Verkauf, Bevorratung von Gütern, deren Grundlage letztlich auch immer die Natur ist. Wie alle Arbeit ist Wirtschaften eine prinzipiell mit Erfüllung verbundene Tätigkeit. Auch die Hirten in arkadischer Idylle waren bereits Wirtschaftler, sie pflegten den Austausch mit Bauern, die Brot-Getreide erzeugten, und sie brauchten Abnehmer für ihre Produkte, Wolle, Milch, Käse, Fleisch, Häute, Honig usw.

In der Bibel, wie überhaupt in der Antike wurde weniger der freudvolle Aspekt der Arbeit gesehen als der leidvolle, wobei als

Arbeit allerdings nur einfache, niedrigere Tätigkeiten galten, nicht beispielsweise die eines Lehrers oder Philosophen. Das späte Mittelalter mit dem benediktinischen Grundsatz „ora et labora“ und vor allem die Reformation brachten dann eine deutliche Aufwertung der Arbeit. Seit der Romantik wurde sogar die bäuerliche Arbeit in und mit der Natur besonders herausgehoben oder gar verklärt. Mit dem beginnenden Verlust der Natur entdeckte man ihren ideellen Wert, zumindest aus der Distanz der Bessergestellten, die sich weder die Hände schmutzig machen noch von den Erträgen der Feld- und Stallarbeit leben mussten.

Diese Idealisierung der Landarbeit prägte romantische Kunst und Musik lange – man denke an die vielen Bilder des bäuerlichen Lebens oder an Beethovens „Pastorale“. Sie endete erst im späteren 20. Jahrhundert, nachdem die Landwirtschaft technisiert und Höfe zu Betrieben wurden. Traktoren mit Pflanzenschutzspritzen oder riesigen Güllefässern sind keine Motive für romantische Bilder. Dennoch hat die Arbeit mit dem Boden, mit Pflanzen, Tieren, Holz usw. einen Wert an sich. Und sehr wohl macht sie vielen Land- und Forstwirten nach wie vor Freude. Diese schöpfen sie auch aus wirtschaftlichen Erfolgen. Sie schaffen die Existenzgrundlage für die gesamte Bevölkerung, dazu ihr eigenes Auskommen oder auch mehr.

Dies wiederum ist vielen Städtern suspekt, wobei manchmal wohl auch eine gewisse Eifersucht mitschwingt. Andere haben schlicht vergessen, dass ökonomische Vernunft im Umgang mit der Natur, in Land- und Forstwirtschaft immer unsere Lebensgrundlage war und ist.

In den letzten Jahrzehnten, so scheint es, hat sich die ökonomische Vernunft allerdings verselbständigt. Dies ist ein kulturelles Problem, es grassiert nicht nur in den Konzernen und an den Börsen, sondern überall, auch auf Verbraucherseite. Dem Landwirt, der seinen Gewinn maximiert, entspricht der Konsument, der seine Ausgaben für Lebensmittel minimiert und dafür Konsumgüter, Aktien usw. erwirbt. Geld regiert die Welt, auch die Natur, nicht Liebe. An der Natur fällt es sensiblen Gemütern auf, indem diese zunehmend verödet; doch spiegelt sich darin eben nur unsere see-lenlose Lebenshaltung.

Ökologische Vernunft und Wissen

Ein Gegengewicht zur ökonomischen Vernunft bildet die ökologische. Häufig werden Ökonomie und Ökologie als entgegengesetzte Kräfte dargestellt, an denen sich die ganze Umweltproblematik festmachen ließe. Dies ist jedoch ein verbreiteter Irrtum, der die Gefühlsbeziehung zur Natur, das lebendige, ästhetische Erleben vernachlässigt. Ökonomie und Ökologie sind Wissenschaften bzw. deren Anwendungen, sie beruhen auf Rationalität. Erleben hingegen ist sinnliche Wahrnehmung und macht wesentlich unsere Lebensqualität aus. Ökonomie und Ökologie gründen im Geist, Ästhetik in der Seele.

Ein rein ökologischer Naturschutz ist genauso blind für Schönheit wie die Ökonomie, sofern sie nicht touristisches Kapital daraus schlägt. Sein bevorzugtes Leitbild ist die potentielle natürliche Vegetation, ohne Menschen. Aber Menschen sind da, und sie suchen nicht Vegetation, sondern Landschaft. Eine Landschaft, in der sie ihren Platz haben, gefühlt und tatsächlich; eine Landschaft, die Harmonie ausstrahlt, sofern sie dafür noch Sinn haben. Ökologie kennt keine Harmonie. Dass sie heute so hoch im Kurs steht, zeigt, wie entfremdet wir vom Gefühl sind.

Zweifellos ist ökologische Vernunft von großem Wert. Sie darf aber nicht *allein* die Ziele im Umgang mit der Natur bestimmen. Diese müssen von Verstand *und* Gefühl getragen sein. Ersterer steuert das Wissen bei, Letzteres die Kraft. Wissen ist trockenem Brennholz vergleichbar, das Energie enthält, aber nur Wärme spenden kann, wenn es von einem Funken entzündet wird: dieser Funke ist Emotion, Liebe.

Das von der Wissenschaft gelieferte Wissen vermehrt sich heute immer schneller und wird immer leichter verfügbar. Die rationale Erkenntnis wächst stetig. Die sensitive hingegen bleibt auf der Strecke, weil sie keiner geistigen, sondern einer seelischen Leistung bedarf, die wir gar nicht als Leistung erkennen. Wissen können wir erwerben, sensitives Wahrnehmen hingegen bedeutet genau umgekehrt ein Geben, Schenken von Aufmerksamkeit. Genau darum ging es Basho in seinem kleinen Gedicht über die Nazuna oder auch dem Zenmeister Ikkyu, der Aufmerksamkeit dreimal als Schlüssel zur höchsten Weisheit nannte (vgl. S. 425).

Wissen ist überwiegend eine Sache des Habens, Aufmerksamkeit eine des Seins. Ersteres füllt den Kopf, Letztere bedarf eines möglichst leeren Kopfes, der die Welt wie ein Spiegel wahrnimmt. Darin liegt das Ziel der Meditation. Heute, scheint es, gehen wir mit vollen Köpfen durch die Welt und mit leeren Seelen.

Weil Wissen ohne Liebe kalt ist, kann es für verschiedenste Zwecke genutzt werden: nicht nur für dem Leben dienende, sondern auch für zerstörerische. Umgekehrt kann aber auch Liebe ohne Wissen, ohne Vernunft destruktiv sein. Liebe ist eine Beziehung, die sich auf ein geliebtes Wesen richtet. Diesem spontan zu helfen, wenn es in Bedrängnis scheint, ist ein menschlicher Grundimpuls. Auch wenn Bäume gefällt werden, empfinden wir oft Mitleid, wie überhaupt, wenn Lebewesen leiden oder sterben (müssen). Weil uns dies berührt, manchmal gar überwältigt, sind wir geneigt, spontan einzugreifen. Doch indem wir dies unreflektiert tun, kann ein Teufelskreis beginnen, der vielleicht das geliebte Wesen rettet, aber der Art oder anderen langfristig schadet, ihnen vielleicht gar die Lebensgrundlage entzieht. Ökologische Vernunft bewahrt davor, wenn wir sie denn annehmen.

Mitleid und Helfen

Als Tat-Menschen, die sich zudem als Mittelpunkt der Welt sehen, lassen wir uns von Gefühlen oft dazu drängen, einzugreifen. An einer kleinen Begebenheit im Wald wurde mir die Naivität dieses Ansinnens einmal bewusst: Vor Jahren kam ich an einen Tümpel, an dessen Oberfläche etwas zappelte und Ringwellen verbreitete. Beim Näherkommen entdeckte ich ein seltsames Wesen, das aus schlagenden Froschbeinen und einem langen Körper zu bestehen schien, dabei aber nicht vom Fleck kam. Dann sah ich: die Beine gehörten einem Frosch, dessen Kopf im Rachen einer Ringelnatter steckte, die offenbar Mühe hatte, die große Beute zu verschlingen. Bewegt schaute ich dem grausamen Spiel zu, wollte dem Frosch helfen. Dazu hätte ich aber ins Wasser müssen, dann wäre die Natter sicher geflüchtet. Den verletzten Frosch hätte ich gewiss auch nicht mehr retten können, stattdessen der Natter ihre Beute genommen. Mein Mitleid, das begann ich zu begreifen, ging ins Leere. Die Natur hat ihre eigenen Gesetze und ihren eigenen Sinn.

Die Seiten 414 bis 498 (Ende) fehlen in dieser Leseprobe